



Liebe Gemeinde!

Mitten in der Passionszeit soll an diesem Sonntag mit unserem Predigttext die Freude im Mittelpunkt stehen. Die Freude mit Jerusalem, und das selbst da, wo wir sie auf den ersten Blick nicht sehen.

Ich lese Jesaja 66,10-14:

„Freuet euch mit Jerusalem und seid fröhlich über die Stadt, alle, die ihr sie liebhabt! Freuet euch mit ihr, alle, die ihr über sie traurig gewesen seid. Denn nun dürft ihr saugen und euch satt trinken an den Brüsten ihres Trostes; denn nun dürft ihr reichlich trinken und euch erfreuen an dem Reichtum ihrer Mutterbrust. Denn so spricht der HERR: Siehe, ich breite aus bei ihr den Frieden wie einen Strom und den Reichtum der Völker wie einen überströmenden Bach.

Ihre Kinder sollen auf dem Arme getragen werden, und auf den Knien wird man sie liebkosen. Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet; ja, ihr sollt an Jerusalem getröstet werden. Ihr werdet's sehen, und euer Herz wird sich freuen, und euer Gebein soll grünen wie Gras. Dann wird man erkennen die Hand des HERRN an seinen Knechten und den Zorn an seinen Feinden.“ So weit Jesaja.

Manchen von uns ist dieser Text noch sehr vertraut. Oder doch zumindest ein Vers darin: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ Dieser Vers war vor einigen Jahren biblische Jahreslosung; und es gab viele, viele Predigten und Andachten dazu, die daran erinnerten, dass Gott wie eine tröstende, ja, stillende Mutter zu uns ist, die uns mit dem sättigt, was wir für Leib und Seele brauchen, zeitlich und ewiglich; selbst wenn wir das nicht sofort erkennen.

Doch manchmal kann es auch ganz hilfreich sein, einen Augenblick von sich selbst und der eigenen Zeit abzusehen und die in den Blick zu nehmen, denen diese jahrtausende alte Rede ursprünglich gegolten hat.

Das lässt auch die eigene Situation mitunter noch einmal in einem ganz neuen Licht erscheinen!

Wie war das also - damals zu Zeiten Jesajas?

Jesaja redet mit Menschen, die lange Jahre im Exil zubringen mussten, die aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, ausgegrenzt, verloren; nirgends gehörten sie so richtig dazu.

Die Jüngeren konnten sich an die Heimat schon gar nicht mehr erinnern, sie waren schon im Ausland geboren, groß geworden in Babylonien.

Aber immer noch gab es welche unter ihnen, unverbesserliche Optimisten, die sagten: „Doch, klar, irgendwann kommen wir wieder nach Hause, irgendwann wird alles wieder gut. Wir werden unsere Häuser und den Tempel wieder aufbauen und leben genau wie früher, und es wird Frieden sein!“

„Träumer seid ihr“, sagten die anderen. „Weltfremde Spinner! Nie wieder werden wir zurück können in unsere Heimat, das ist ein für alle Mal vorbei, nun seid endlich realistisch und richtet euch ein in diesem Land! Wir leben nun mal hier in Babylonien, also passt euch an und fertig.“

Ob es dennoch auch in ihnen vielleicht die leise Hoffnung auf Rückkehr gegeben hat, das wird man nun wohl nie mehr herausfinden können, diese Hoffnung, ohne die kein Mensch im Grunde wirklich leben kann; diese Hoffnung, die uns sagt: Es könnte ja vielleicht doch eines Tages alles gut werden...

Und dann war das Unglaubliche geschehen, die kaum fassbare Hoffnung wirklich wahr geworden: Sie *waren* nach Hause zurückgekehrt, die grauenvolle Zeit der Trennung, Verschleppung und Entfremdung hatte ein Ende gehabt! ---

Aber - in was für ein Zuhause kamen sie zurück!

Der Tempel lag in Schutt und Asche; Der Ort, der ihnen so wichtig war, weil sie dort ihrem Gott am intensivsten begegnen konnten, er war einfach nicht mehr da! Ihre eigenen Häuser gab es sowieso schon lange nicht mehr, geschweige denn, dass jemand sie im Triumphzug geleitet und voller Wiedersehensfreude in Empfang genommen hätte. Es war ja auch kaum noch jemand da von den alten Freunden, kaum noch einer erkannte sie wieder.

Was für eine klägliche und jammervolle Rückkehr!

Wie riesengroß muss die Enttäuschung gewesen sein!

Ich vermute, wenn sie überhaupt noch Hoffnung hatten für die Zukunft, dürfte die in diesem Moment zusammengefallen sein wie ein Kartenhaus.

Wieso also überhaupt den Aufbau des Tempels und ihrer Häuser in Angriff nehmen? Es hat ja sowieso alles keinen Zweck!

Hoffnungslosigkeit kann ganz schön lähmen und einem alle Kraft aus den Knochen saugen.

Die Anstrengungen, die der Wiederaufbau kostete, waren viel größer, als sie leisten konnten, als sie je befürchtet hatten.

Davon können wir in unserem Land ja auch ein Lied singen, und das selbst gut 30 Jahre nach der Wiedervereinigung, so einfach ist es eben doch nicht mit dem (wieder) Zusammenwachsen! Ohne Entbehrungen und Enttäuschungen geht es offenbar doch nicht.

Aber: Darf man das zugeben?

Zurückkehren nach Hause - oder (bei uns) wieder Zusammengehören, wieder ein Volk sein - das war doch für viele immer der ganz große Traum, an den im Grunde doch niemand mehr so richtig geglaubt hat. Aber darf man da zugeben, dass man das, was draus geworden ist, vielleicht gar nicht so toll findet, immer noch oder wieder leidet unter der Situation, sich sehnt nach den blühenden Landschaften?

Darf man denn wütend sein, wenn man doch eigentlich erreicht hat, was man immer wollte?

Wütend vielleicht sogar auf Gott, den die Propheten doch immer wieder für ihre Vision vom Heil verantwortlich gemacht hatten, dessen Wort sie ja ausrichten sollten?

„*Siehe, ich breite aus bei ihr den Frieden wie einen Strom und den Reichtum der Völker wie einen überströmenden Bach.*“

Gott wird das tun, er wird euch prachtvoll geleiten, so wie er die Vorfahren aus Ägypten herausgeholt hat, hatten die Propheten behauptet, so wird er auch euch erretten, und ihr werdet in Frieden leben...

Und jetzt?

Waren das etwa alles leere Versprechungen von Menschen gewesen?

Kann man jetzt sogar den Propheten nicht mehr trauen?

Oder noch schlimmer - *kann* Gott das vielleicht gar nicht? *Ist* er gar nicht so machtvoll, wie wir ihn uns immer vorgestellt haben?

Oder - *will* er es womöglich gar nicht?

Und wohin dann mit meiner Wut?

„*Ach wie lang, ach lange, ist dem Herzen bange, und verlangt nach dir!*“ dichtete 1653 Johann Franck in dem Lied „Jesu, meine Freude“.

Er nimmt damit, wie ich finde, sehr schön dieses Gefühlsmischmasch, diese verwirrten Stimmungen auf.

Hin- und hergerissen zwischen Hoffnung und Verzweiflung - das waren sowohl die Menschen zu Jesajas Zeiten, die mit ihrer kläglichen Rückkehr nach Jerusalem zurechtkommen mussten, als auch die aus Francks eigener Zeit kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Wird Gott wirklich retten und helfen, einen neuen Anfang ermöglichen?

Werden wir es schaffen in all den kläglichen, bedrückenden und schwierigen Erfahrungen, die so leicht ratlos machen und resignieren lassen?

Das dürfte wohl eine menschliche Grunderfahrung sein:

Sich hin- und hergerissen zu fühlen zwischen zuversichtlichen Momenten, in denen der Glaube so sicher und Gott so nah erscheint - und den ganz anderen Zeiten, in denen die Hoffnung zerbricht und man sich überhaupt nicht vorstellen kann, dass es einmal wieder anders werden könnte und das Vertrauen in die eigenen Kräfte und Möglichkeiten in sich zusammenfällt.

Umgeben von Chaos und Untergang scheint sich hier der Dichter Johann Franck immer wieder selbst Mut zuzusprechen; Ein bisschen wie ein Kind, das im dunklen Keller die Angst mit lautem Singen zu vertreiben versucht: „Trotz dem alten Drachen, trotz dem Todesrachen, trotz der Furcht dazu! Tobe, Welt, und springe; ich steh hier und singe, in gar sich'rer Ruh...“ (V.3)

Aber Johann Franck findet auch Zugang zu dem mütterlich tröstenden, beschirmenden Gott, von dem schon Jesaja, der Prophet, gesprochen hatte, wenn er dichtet::

„Unter deinem Schirmen, bin ich vor den Stürmen, aller Feinde frei...“

„Wie eine Mutter ihr Kind tröstet“ sagt Gott, „so werde ich euch trösten...“ Und „nun dürft ihr saugen und euch satt trinken an den Brüsten ihres Trostes; denn nun dürft ihr reichlich trinken und euch erfreuen an dem Reichtum ihrer Mutterbrust“, sagt er über Jerusalem. --

- Und ich denke, dass beides zu verschiedenen Zeiten in unserem Leben nötig sein kann:

Manchmal brauchen wir eher den Stoß in die Rippen, die energische Aufforderung: „Nun mal los, pack's an, du schaffst das schon!“

Und manchmal ist es eher die vorsichtige Begleitung, die wir brauchen. Da ist es gut, wenn einfach einer da ist, wartet, die Klage des anderen anhört, seine Tränen aushält, ausharrt, ihm zur Seite steht und tröstet, beisteht und hilft...

Liebe Gemeinde!

Normalerweise wäre jetzt am Sonntag unser vor einem Jahr gewähltes Presbyterium in seinen Dienst eingesegnet worden. Wegen Corona mussten wir verschieben, und nun ging es coronabedingt wieder nicht. Ihr Gelöbnis als Presbyter*innen abgegeben haben Frauen und Männer unserer Gemeinde, die sich einbringen in das kirchliche Leben, die dabei sicherlich schon manche Enttäuschung verschmerzen mussten, weil wir alle Fehler machen und es auch „bei Kirchens“ durchaus menschelt, und die dennoch sagten und sagen:

„Ja, ich übernehme hier Verantwortung. Ich will mit meinen bescheidenen Möglichkeiten und in schwierigen Zeiten meinen Beitrag leisten für die Kirche, für den Glauben, für Gottes Reich.“

Sicherlich ist unsere Kirche kein Trümmerhaufen wie Jerusalem nach dem babylonischen Exil und Deutschland nach dem 30-jährigen Krieg,

aber manches entpuppt sich hier bei näherem Hinsehen durchaus als längst nicht so gut, so schön und so fromm, wie vielleicht erst gedacht. Es geht auch nicht ohne Enttäuschungen und ohne Konflikte. Und die Fragen, die uns bewegen, wie wird es weitergehen mit der Kirche, kommen auch nicht von ungefähr und verschärfen sich natürlich in Coronazeiten ungemein.

Und auch hier und in der Leitung der Kirche in schweren Zeiten braucht es immer beides.

Den Blick auf die Realitäten und Möglichkeiten, nüchtern und realistisch schauen, was geht, auch das trotzig Aufbegehren, das „Jetzt-erst-recht“, dieses: „Weicht, ihr Trauergeister, denn mein Freudenmeister, Jesus tritt herein...“

Aber dann auch eben das andere, an das Jesaja hier erinnert:

Wir sind eine seelsorgerliche Kirche, und die Nähe zum Menschen in Jesu Namen, die Enttäuschung und Verzweiflung verschmerzen müssen, Zuwendung, mütterlichen oder väterlichen Trost weitergeben und Tost erfahren und ganz konkrete Hilfe soll und darf im Mittelpunkt stehen. In unserem Miteinander, in unserem seelsorgerlichen und diakonischen Einsatz, in unseren Gottesdienststätten und Gemeindehäusern, in unseren Presbyteriumssitzungen; als Dienstgemeinschaft, mit Blick auf die Menschen, die uns anvertraut sind.

Für das eine wie für das andere brauchen wir aber auch Träume und Visionen, wir brauchen die Verheißung Gottes, dass dieses Leben eines Tages in einem großen Fest aufgehen wird, wir brauchen Bilder für diese ganz andere Wirklichkeit. - Alles wird gut werden, das ist *die* Realität, die Gott über unser Leben schreibt!

Eine Zusage, die einem so schnell entgleiten kann im ganz normalen Chaos des Alltags, in Erfahrungen, die dagegen zu sprechen scheinen, oder in den vorherrschenden Themen der Zeit.

Da ist es gut, wenn wir immer wieder neu Zeiten und Zeichen finden, die an die Güte und Zuwendung Gottes erinnern; Hoffnungszeichen, die uns aufbrechen lassen in eine neue Zukunft und uns sagen, spüren lassen: „Gott spricht: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ Amen.

Ihr Pfarrer Arne Stolorz